

Klein, W. (1976). Sprachliche Variation. *Studium Linguistik 1*, 29-46.

# Sprachliche Variation

## *Inhalt:*

1. Einleitung
2. Probleme der Sprachvariation
3. Ansätze zur Beschreibung der sprachlichen Variation
  - 3.1 Die klassisch-transformationelle Theorie des Sprachwands
  - 3.2 Labovs Variablenregeln
  - 3.3 Die Varietätengrammatik
  - 3.4 Polylektionale Grammatiken und Implikationsanalyse
  - 3.5 Bierwischs Konnotationsgrammatik
  - 3.6 Semantisch und pragmatisch fundierte Variationsmaße
4. Schlußbemerkung

*Variatio delectat.*

## *1. Einleitung*

Daß es Unterschiede innerhalb einer Sprache wie Deutsch, Englisch, Latein usw. wie auch Unterschiede im sprachlichen Verhalten der Sprecher einer Sprachgemeinschaft gibt, ist augenfällig. Solche Unterschiede sind daher auch ein altes Thema der Sprachwissenschaft; sie bilden den Gegenstand der diachronen Linguistik, die Sprachunterschiede entlang der Dimension der Zeit untersucht, oder der Dialektgeographie, die sich mit Sprachvariation in der räumlichen Dimension befaßt. Raum und Zeit (in diesem Sinne) sind aber keineswegs die einzigen Dimensionen, in denen das sprachliche Verhalten variiert. Es gibt z. B. auch eine situationsbedingte Variabilität; je nachdem, mit wem man spricht, über welchen „Kanal“, aus welchem Anlaß usw., spricht man unter Umständen anders. Wieder eine andere Form der Variabilität stellen sozial bedingte Unterschiede im sprachlichen Verhalten, mit denen sich die Soziolinguistik beschäftigt, dar. Auch der Spracherwerb — Erst- wie Fremdspracherwerb — kann als eine Form der Variation aufgefaßt werden, als eine allmähliche Angleichung eines zunächst sehr rudimentären sprachlichen Verhaltens an eine bestimmte Norm, etwa die Sprache der sozialen Umgebung beim ungesteuerten Spracherwerb oder die Dudenorm beim gesteuerten.

In all diesen Fällen variiert das beobachtbare sprachliche Verhalten in lexikalischer, phonologischer, morphologischer, syntaktischer, semantischer, pragmatischer Hinsicht mit bestimmten außersprachlichen Faktoren, die ich hier als Dimensionen der Variation bezeichne. Diese Dimensionen können sehr unterschiedlicher Art sein; sie bilden insgesamt so etwas wie einen Raum, in dem sich die sprachliche Variation bewegt; diesen Raum bezeichne ich als Varietätenraum, und die einzelnen Ausprägungen des sprachlichen Verhaltens, z. B. die "Sprache" einer bestimmten sozialen Schicht zu einer bestimmten Zeit in einer bestimmten Art von Situation, als Varietäten. Eine natürliche Sprache wie das Deutsche ist demnach aus einer Menge solcher Varietäten zusammengesetzt, die sich nach bestimmten Faktoren, und zwar außersprachlichen wie auch sprachlichen, ordnen und in einen Zusammenhang bringen lassen. Wenn man von „dem Deutschen“ redet, meint man allerdings manchmal nicht all diese Varietäten, sondern nur eine wertmäßig besonders

hervorgehobene, etwa die sogenannte „Hochsprache“ oder auch die „Umgangssprache“. Andererseits sagt man auch, daß sich „das Deutsche“ vor elf- oder zwölfhundert Jahren allmählich als selbständige Sprache entwickelt hat, und dann meint man natürlich das Deutsche im Sinne einer Menge von Varietäten.

Dieser Gedanke ist keineswegs originell. So wird z. B. „Deutsche Sprache“ im Brockhaus (Bd. 4, Wiesbaden 1968) folgendermaßen definiert: „Die D.S. von heute ist eine Gesamtheit von Erscheinungsformen, die in der neuhochdt. Schriftsprache, der Hochsprache, örtlich abgewandelten Umgangssprachen, einer Reihe von Standessprachen, Sondersprachen und der Fülle der deutschen Mundarten vorliegen. Diese Ausprägungen bilden insofern eine Ganzheit, als sie auf dem gleichen Sprachgut aufbauen, einen gemeinsamen Kernbestand haben und in ununterbrochenem Austausch miteinander stehen.“ Von der diachronen Variation wird hier allerdings abgesehen; die einzelnen Varietäten werden als „Erscheinungsformen“, als „Ausprägungen“ oder auch als „Sprachen“ bezeichnet, letzteres in den Namen, mit denen manche von ihnen, wie traditionell üblich, versehen werden (Sondersprachen, Standessprachen usw.) — was schon allerhand Konfusion hervorgerufen hat. Zu fast all diesen Varietäten gibt es eine Fülle empirischer Untersuchungen, vor allem im phonologischen und im lexikalischen Bereich. Trotz dieser Tatsache und trotz der offensichtlich großen Bedeutung der Sprachvariation ist sie in den beherrschenden linguistischen Theorien dieses Jahrhunderts nur am Rande behandelt oder gar völlig aus der Betrachtung ausgeschlossen worden.

In Saussures Konzeption einer „langue“ als eines virtuellen, von den sprechenden Individuen getrennten, aber von der „communauté“ akzeptierten Systems von Zeichen, die nur durch Oppositionen definiert sind, wird ihr nicht Rechnung getragen; die tatsächlich beobachtbaren Unterschiede im Sprachverhalten lassen sich allenfalls aus einer mehr oder minder unvollkommenen Beherrschung der langue durch die Individuen erklären; so macht denn auch Saussure in den späten Teilen des Cours, in denen er sich mit diachroner Linguistik und mit Dialektgeographie befaßt, von der Vorstellung eines Systems „où tout se tient“ keinen Gebrauch. Diese Hypothek belastet den ganzen Strukturalismus, und nur vereinzelt finden sich — durchweg nicht überzeugende — Versuche, dem Problem beizukommen — etwa Trager-Smith 1951 mit dem „overall pattern“ oder Hockett 1955 mit dem „common core“. In dem Paradigma, das den Strukturalismus ablösen sollte, der Generativen Grammatik, wird eine noch viel radikalere Position bezogen; man pflegt hier immer die berühmten Ausführungen zu zitieren, die Chomsky zu Beginn der „Aspects“ über den Gegenstand der Linguistik macht; dies will ich hier nicht versäumen (dt. Ausgabe S. 13): „Der Gegenstand einer linguistischen Theorie ist in erster Linie ein idealer Sprecher-Hörer, der in einer völlig homogenen Sprachgemeinschaft lebt, seine Sprache ausgezeichnet kennt und bei der Anwendung seiner Sprachkenntnis in der aktuellen Rede von solchen grammatisch irrelevanten Bedingungen wie begrenztes Gedächtnis, Zerstreutheit oder Verwirrung. Verschiebung in der Aufmerksamkeit und im Interesse, Fehler (zufällige oder typische) nicht affiziert wird“. Diese starke Homogenitätsannahme (ebenso wie die andere Abstraktion, die vom idealen Sprecher-Hörer) deklariert nicht nur eine Fülle interessanter und zum Teil schon gut erforschter Bereiche des sprachlichen Verhaltens als zweitrangig; sie führt auch zu erheblichen Schwierigkeiten in der empirischen Arbeit, wie man sie z. B. symptomatisch an den stark schwankenden Urteilen über Grammatikalität, Synonymie und dergleichen sieht; in der Praxis führt dies dazu, daß jeder Linguist seinen Idiolekt beschreibt, besser gesagt das, was er dafür hält: „Write a grammar of what you find in your heart“, wie John Ross selbstironisch sagte.'

Erst in den letzten Jahren bemüht man sich verstärkt darum, die Variation als wesentlichen Zug einer jeden Sprache, nicht bloß als Störfaktor, zu sehen, sie in die Sprachtheorie einzubeziehen und geeignete Methoden zu ihrer genauen Erfassung zu entwickeln. Dies geschieht von ganz unterschiedlichen Ausgangspunkten her und mit sehr unterschiedlichen Interessen; den Stein der Weisen hat man noch nicht, und die verschiedenen Theorien

bzw. Ansätze zu Theorien ergeben ein sehr heterogenes Bild. Ich führe im folgenden zunächst einmal ohne größere Systematik die mir am wichtigsten erscheinenden Bemühungen an:

1. Mitte der Fünfzigerjahre versuchte Uriel Weinreich, strukturelle Methoden in die Dialektologie einzuführen (Weinreich 1954). Seine Diskussionsvorschläge, insbesondere auch sein Begriff des „Diasystems“ wurden rasch aufgegriffen und zur Beschreibung phonologischer Systeme in verwandten Dialekten benutzt (Goossens 1969. Moulton 1968, Putschke 1974).<sup>2</sup> Die beiden zentralen Probleme dieser Versuche sind: 1. es lassen sich zwar verwandte Phonemsysteme ohne weiteres vergleichen, nicht jedoch die Distribution der Phoneme; 2. es gibt Schwierigkeiten der Differenzierung zwischen phonemischen und subphonemischen Unterschieden und damit der Aufstellung von Phonemsystemen überhaupt.
2. Anfang der Sechzigerjahre versuchte zunächst Morris Halle, die Sprachveränderung in die sich rasch entwickelnde generative Phonologie einzubauen (in Halle 1962). Seine Vorstellung vom Anhängen einzelner innovatorischer Regeln an bestimmte Stellen der Grammatik und von der Neustrukturierung beim Übergang von Generation zu Generation wurde von einer Reihe von Transformationsgrammatikern aufgegriffen und auf verschiedene Sprachen angewandt, vor allem auf indogermanische natürlich, bei denen die Fakten schön präsent sind (Kiparsky 1965, 1968, umfangreichste Darstellung King 1969; kritische Anmerkungen bei Labov 1972c, Klein 1974a, S. 30-34).

Unmittelbar an Chomskysche Vorstellungen knüpfen auch die beiden folgenden, im übrigen völlig verschiedenen Konzeptionen an:

3. Känggießer 1972 schwächt die starke Homogenitätsannahme Chomskys in der Weise ab, daß die gesamte Sprachgemeinschaft in einzelne Sprechergruppen zerlegt wird, deren Sprecher gleiche Kompetenz aufweisen; die Kompetenz wird für jede Sprechergruppe in der üblichen Weise beschrieben; man erhält so für die gesamte Sprachgemeinschaft eine Familie von Grammatiken, auf die — zur Beschreibung des Zusammenhangs — elementare Mengenoperationen angewandt werden.

4. Bierwisch (1975, 1976) entwickelt das Konzept einer heterogenen Grammatik, bei der den einzelnen Regeln bestimmte „Konnotationen“ zugeordnet werden, die gleichsam als Indices auf z. B. eine bestimmte soziale Schicht, eine Gegend usw. fungieren.

Am intensivsten hat man sich zweifellos im Rahmen der Soziolinguistik mit Problemen der Variation und ihrer Theorie befaßt. Einige der dort entwickelten Vorstellungen knüpfen auch ausdrücklich an die Transformationsgrammatik an; im Gegensatz zu den unter 2-4 genannten übernehmen sie allerdings nur gewisse Techniken der Regelformulierung, nicht jedoch oder kaum die zugrundeliegende Sprachtheorie. Die wichtigsten sind die folgenden drei:

5. Labovs Variablenregeln, die dann vor allem von D. Sankoff, G. Sankoff und H. Cedergren weiterentwickelt wurden;
6. die von mir vorgeschlagene Varietätengrammatik, die auf Ideen von Labov und Suppes zurückgeht und inzwischen in einer Reihe von Untersuchungen der Heidelberger Forschungsgruppe „Pidgin-Deutsch“ (1975, 1976) angewandt wurde;
7. die Implikationsanalyse bzw. die panlektalen Grammatiken von DeCamp, Bailey, Bickerton u. a., die vor allem, wenn auch nicht nur, im Rahmen der Pidgin- und Creole-Forschung exemplifiziert wurden.
8. Einen von allen bisher genannten ziemlich abweichenden Weg geht Wildgen 1975a, b, c, der ein semantisch bzw. ein pragmatisch fundiertes Maß der Variation aufgestellt und auf die Analyse von Nacherzählungen durch Grundschul Kinder angewandt hat.
9. Im Zusammenhang mit der „Vagheit“ bestimmter syntaktischer wie auch semantischer Konzepte sind verschiedene generative Grammatiker, vor allem Ross und Lakoff, auf Vorstellungen geraten, die vom statischen Begriff der Grammatik wegführen und von denen es zur Einbeziehung der Variation nur noch ein Schritt ist (Ross 1972, 1973,

Lakoff 1973; vgl. dazu auch Black 1949 und — als erste mir bekannte empirische Arbeit - Labov 1973).

10. Die formal gesehen am weitesten ausgeführte Theorie der sprachlichen Variation stammt von Lieb in Lieb 1968, 1970. Er versucht, ausgehend von einigen wenigen Grundbegriffen wie „verständigt sich regelmäßig mittels“, „Organismus“ u. a. eine axiomatische Sprachtheorie aufzubauen, in der insbesondere der diachronen Variation, im Prinzip aber auch anderer, Rechnung getragen wird. Liebs Theorie ist nicht mit einer speziellen Grammatik, ganz allgemein nicht mit einer speziellen Beschreibungstechnik verknüpft. Sie ist daher im Augenblick auch nicht empirisch anzuwenden — was von Lieb allerdings zunächst auch nicht beabsichtigt war (vgl. dazu Heger 1971, kritisch Wunderlich 1974, S. 141-145).

Nach dieser kurzen Übersicht, die in ihrer Unsystematik kein unpassendes Bild der Lage gibt, gehe ich nun auf einige dieser Ansätze ausführlicher ein; es können in diesem Rahmen unmöglich alle behandelt werden, und auch von den behandelten kann oft nur die Grundidee klargemacht werden; ich lasse 1, 3, 9 und 10 aus — 3 (Kanngießer) und 10 (Lieb) deshalb, weil sie nicht empirisch orientiert sind, 1 (Weinreich), weil die strukturelle Dialektologie ohne Karten schwer zu erläutern ist und vor allem, weil sie meiner Meinung nach Historie ist (es ist kein Zufall, daß sich Weinreich selbst davon abgewandt hat, vgl. Weinreich, Labov, Herzog 1968), und 9 („hedges“ und „fuzziness“), weil dazu eine weitgehende Vertrautheit mit den Entwicklungen der generativen Semantik erforderlich ist. (Die Auswahl stellt keine Wertung dar). Bevor nun die verbliebenen Konzeptionen erörtert werden, will ich noch allgemein auf einige Probleme eingehen, die sich bei der Beschäftigung mit der sprachlichen Variation stellen.

## 2. Probleme der Sprachvariation

Man kann hier vier große Problemkreise unterscheiden:

### (1) Probleme der Beschreibung

Dabei geht es im wesentlichen um drei Teilaufgaben:

- (a) die einzelnen Varietäten eines bestimmten Varietätenraums sind zu beschreiben
- (b) der Zusammenhang zwischen diesen Varietäten ist zu beschreiben
- (c) der Zusammenhang zwischen diesen Varietäten und den außersprachlichen Faktoren ist zu beschreiben.

Diese Aufgaben stellen sich ziemlich unterschiedlich, je nachdem, auf welcher Ebene das Sprachverhalten untersucht werden soll. Am unproblematischsten ist zweifellos die phonetisch-phonologische Ebene, vor allem, weil hier am leichtesten eine repräsentative Datenmenge zu beschaffen ist; außerdem kann man hier auf gut entwickelte Beschreibungstechniken für homogene Sprachen zurückgreifen; deshalb befassen sich die meisten empirischen Arbeiten mit Phonetik-Phonologie; dies galt übrigens schon für die traditionelle Dialektgeographie. Vergleichsweise gut zu untersuchen sind auch Unterschiede im Wortschatz, obwohl man hier zumindest mit zwei Problemen zu rechnen hat: einmal hat man es oft zugleich mit Unterschieden in der Bedeutung und im Ausdruck eines (?) Wortes zu tun; man hat dann kein tertium comparationis, wie etwa phonetische Merkmale bei phonologischen Untersuchungen; eine für lexikologische Untersuchungen geeignete semantische Beschreibungssprache gibt es im Moment nicht. Zum ändern ist der Wortschatz sehr themenspezifisch, und um Varietäten im Wortschatz zu vergleichen, braucht man u.U. sehr große Corpora, um diesen Einfluß auszuschalten.<sup>3</sup>

Die wenigsten empirischen Untersuchungen gibt es zu Syntax, Semantik (sofern sie über Lexikologie hinausgeht) und Pragmatik. Vor allem bei Satzsemantik und Pragmatik hängt dies zweifellos mit dem Forschungsstand in den betreffenden Disziplinen zusammen;

die systematische Beschreibung von Unterschieden reduziert sich etwa in der Pragmatik daher mehr oder minder auf informelle vergleichende Betrachtungen vom Typ „Mittelschichtsprecher appellieren weniger an ein gemeinsames Vorverständnis als Unterschichtsprecher“ oder „der Westfale ist weniger flink mit dem Wort als der Berliner“ usw.

#### (2) *Probleme der Entstehung*

Damit meine ich die kausale — oder scheinbar kausale — Zurückführung bestimmter Varietäten auf bestimmte, meist außersprachliche Faktoren, und zwar nicht jene, mit denen sie variieren. So kann man z. B. Varietäten entlang der Dimension Raum ansetzen (Dialekte); ihre Entstehung kann mit bestimmten geschichtlichen Ereignissen, mit Bistumsgrenzen, mit mangelnden Verkehrsverbindungen usw. in Verbindung gebracht werden. Labov verknüpft die, über zehn Jahre hinweg untersuchte, Veränderung der Sprache auf der Insel Martha's Vineyard stark mit der „lokalen Identität“, d. h. der Tendenz der Alteingesessenen, sich sprachlich von den Zugereisten abzusetzen. Eine andere bekannte Entstehungstheorie, diesmal für sozial bedingte Unterschiede, ist Bernsteins Rückführung der „Codes“ auf unterschiedliche Formen der sozialen Kontrolle im Elternhaus. In diesen Kontext gehören auch vieldiskutierte Fragen wie die nach den Ursachen des Sprachwandels überhaupt (vgl. Dinser 1974 und Cherubim 1975 mit weiterer Literatur).

#### (3) *Probleme der Bewertung*

Die meisten Varietäten werden von den Sprechern, die sie benutzen, wie auch von jenen, die sie bloß hören (oder lesen), nicht neutral betrachtet, sondern bewertet, und zwar oft sehr unterschiedlich. Die Bewertung folgt gewöhnlich nicht weiter reflektierten ästhetischen oder aber — meist auch nicht weiter reflektierten — funktionalen Gesichtspunkten (vgl. dazu auch Klein 1974b). Eine besonders hoch bewertete Varietät des Deutschen ist z. B. die sogenannte Hochsprache, wie sie in verschiedenen Grammatiken oder dem Duden teilweise kodifiziert vorliegt.

Es gibt derartige Bewertungen für alle möglichen Dimensionen der Variation. Die im vorigen Jahrhundert, bei nicht wenigen auch noch heute verbreitete Vorstellung vom „Sprachverfall“ ordnet zeitlich vorhergehenden Varietäten aus irgendwelchen schwer zu durchschauenden Gründen (*o tempora, o mores*) höhere Werte zu als den späteren. Sehr ausgeprägt sind anscheinend auch die Einstellungen zu Dialekten; Bausinger (1972, S. 21) zitiert eine Umfrage, nach der das Wienerische eindeutig am höchsten eingeschätzt wird; am Ende rangieren Frankfurterisch und — weit abgeschlagen — Sächsisch (vgl. dazu auch Schmid 1973). — Am meisten diskutiert in den letzten Jahren waren schließlich Wertungen sozialer Varietäten; die ganze „kompensatorische Spracherziehung“ beruht auf einer solchen, heftig umstrittenen Einstellung. Die Untersuchung solcher Bewertungen steckt noch sehr in den Kinderschuhen; sie ist vor allem deshalb schwierig, weil man (a) Werte in diesem Sinne nicht leicht skalieren und (b) nur schwer ermitteln kann; was jemand auf Befragen äußert, stimmt nur manchmal mit seinen wirklichen Einstellungen überein, weil er sich darüber gar nicht klar ist, oder weil er sie nicht sagen will. Am weitesten gediehen sind hier die Arbeiten des kanadischen Psycholinguisten Lambert (Lambert 1972), ferner wiederum die Labovs; vgl. auch Shuy-Fasold 1973.

#### (4) *Probleme der Anwendung*

Damit sind so weite Bereiche wie Sprachnormierung, Sprachpflege, Sprachpolitik bis hin zur normativen Stilistik und zum Rechtschreibeunterricht gemeint. Bevor man Probleme der Anwendung diskutiert — was ich hier nicht tun will —, sollte klar sein (a) welche Varietäten überhaupt im Spiel sind, (b) wie sie genau aussehen, (c) welchen Bewertungen man bei den beabsichtigten Eingriffen folgt. In der Praxis ist dies fast nie der Fall.

Keine der Konzeptionen, die im folgenden erörtert werden, beschäftigt sich mit all diesen Aspekten; sie sind alle noch ziemlich partikularistisch; mehr erwarten zu wollen wäre beim Stand unserer Kenntnisse auch vermessen.

### 3. Ansätze zur Beschreibung der sprachlichen Variation

Die folgenden Darstellungen sind jeweils stark vereinfacht, vor allem in formaler Hinsicht. Ich habe durchweg ziemlich dezidierte Wertvorstellungen zu den einzelnen Ansätzen, habe mich aber bemüht, damit etwas zurückzuhalten, ohne die Schwierigkeiten zu verschweigen, die sich meiner Meinung nach bei dem jeweiligen Vorgehen stellen.

#### 3.1 Die klassisch-transformationelle Theorie des Sprachwandels

Fast alle einschlägigen Untersuchungen gelten dem Lautwandel, und deshalb gehe ich auch hier nur darauf ein; die Vorstellungen zum syntaktischen Wandel sind im übrigen ziemlich verwandt.<sup>4</sup> Der Ausdruck „Lautwandel“ ist ja etwas unglücklich, denn es ändern sich ja nicht die Laute, sondern die Wörter (ich rede hier immer vereinfachend von Wörtern statt von Morphemen, Formativen o. ä.): dort, wo früher ein [a] gesprochen wurde, wird später ein [æ] gesprochen, wo ein [p] gesprochen wurde, wird ein [f] gesprochen, usw. Man unterscheidet nun, dem üblichen Aufbau einer Transformationsgrammatik entsprechend, eine Lexikonkomponente, in der die einzelnen Wörter in bestimmter Weise u. a. phonologisch repräsentiert sind, und eine Menge phonologischer Regeln verschiedener Art, durch die diese „zugrundeliegenden Repräsentationen“ in jene Formen überführt werden, unter denen sie dann in der Rede tatsächlich erscheinen („Oberflächenformen“). Eine Veränderung kann demnach an zwei Stellen ansetzen: bei den phonologischen Regeln — man spricht dann oft von „Innovation“ — oder aber bei den zugrundeliegenden Repräsentationen — dann spricht man von Restrukturierung. Eine Veränderung bei den Regeln kann bestehen

- (a) im Hinzufügen einer Regel
- (b) im Weglassen einer Regel
- (c) im Umordnen von Regeln
- (d) in der Vereinfachung einer Regel, gewöhnlich in der Weise, daß die Regel allgemeiner wird.

Die verschiedenen Möglichkeiten der Veränderung werden nun mit der Übermittlung der Sprache von Generation zu Generation in Zusammenhang gebracht. Es wird zunächst angenommen, daß ein Erwachsener an seiner internalisierten Grammatik vergleichsweise wenig ändern kann; am plausibelsten erscheint, daß er seinen phonologischen Regeln eine hinzufügt oder eine vorhandene Regel verallgemeinert; dies führt zu einer „oberflächlichen“ Veränderung seiner Ausgabe, d. h. in den Wörtern, die er äußert. Eine solche Veränderung kann, von einem Sprecher ausgehend, sich bis zu einem gewissen Grad in einer Generation verbreiten.<sup>5</sup> Ein Kind, das aufgrund dieser Ausgabe seine eigene Grammatik aufbaut, wird versuchen, sie optimal zu gestalten — d. h. es wird gleich von Anfang an seine zugrundeliegenden Repräsentationen anders anlegen als die Erwachsenen, von denen es lernt. Ein Beispiel, das King 1969, Kap. 4.3, gibt, ist der Ausfall von anlautendem h in englischen Wörtern wie *what*, *when*, *where*, der ja bis heute nicht überall durchgeführt ist. Aus irgendeinem Grund, über den man nur orakeln kann, fügte ein Sprecher seiner internalisierten Grammatik eine Regel hinzu, die anlautendes h vor [w] tilgt. Die Kinder, die nur die h-losen Formen hörten, optimierten ihre Grammatik in der Weise, daß gleich zugrundeliegende Formen ohne h angenommen wurden — die Grammatik wurde re-strukturiert.

Zu diesem Verfahren, von dem hier natürlich nur die Grundidee skizziert wurde, ist verschiedenes zu sagen:

1. Die Beschreibung des Lautwandels selbst erfolgt keineswegs über explizite, formale Regeln, wie dies für die Grammatik selbst verlangt wird, sondern durch umgangssprachliche Formulierungen wie „Regel y wird durch Regel x ersetzt“, „Regel z wird weggelassen“ usw.
2. Die Notwendigkeit einer Trennung zwischen Restrukturierung und Innovation steht und fällt mit der Vorstellung einer psychologischen Realität der Regeln. Sonst kann man nämlich bloß sagen, daß die Leute anders sprechen als vorher, und diese andere Art zu sprechen kann man beschreiben, indem man z. B. die alte Grammatik beibehält und eine Regel hinzufügt — d. h. in der Beschreibung um eine Regel ergänzt — oder aber, indem man die lexikalischen Repräsentationen ändert.
3. Es wird vorausgesetzt, daß der Lautwandel „diskret“ ist — d. h. es wird entweder eine Regel hinzugefügt oder nicht (bzw. weggelassen oder nicht, usw.). Dies anzunehmen ist aber allenfalls sinnvoll — meiner Meinung nach auch dann nicht — wenn man einen einzelnen Sprecher betrachtet und alle ändern als gleichgeschaltet ansetzt. In Wirklichkeit handelt es sich um einen komplizierten, von vielen Faktoren abhängigen Ausbreitungsprozeß. Dies wird auch, wie angedeutet, von den Vertretern dieser Richtung keineswegs bestritten, allein sie können es mit ihrem Beschreibungsinstrumentarium nicht erfassen.

### 3.2 Labovs Variablenregeln

Labov hat in einer Reihe von Untersuchungen seit etwa 15 Jahren die Techniken der Feldforschung erheblich verfeinert und vorangebracht. Er hat darüber hinaus zumindest für einen Bereich eine Beschreibungstechnik entwickelt, die in hohem Maße geeignet ist, die Variabilität zu erfassen; diese „Variablenregel“ („variable rule“, was man natürlich auch als „variable Regel“ übersetzen kann) wurde im wesentlichen in der Phonologie angewandt, ist aber nicht grundsätzlich darauf beschränkt. Der Grundgedanke ist; den phonologischen Regeln (im Sinne der generativen Phonologie) werden Indices für die Wahrscheinlichkeit ihrer Anwendung zugeordnet; diese Anwendungswahrscheinlichkeit variiert in Abhängigkeit einestheils von gewissen linguistischen Faktoren (Kontext), andererseits von außersprachlichen Faktoren, z. B. der sozialen Schicht. Diese Erweiterung scheint zunächst banal, aber sie zerstört die für die klassische Transformationsgrammatik fundamentale Kompetenz-Performanz-Dichotomie. Was durch diese Regeln mit Index beschrieben wird, ist weder die Kompetenz, als bloße Fähigkeit eines Sprechers, Regeln zu gebrauchen, noch die Performanz, denn sie beschreiben zweifellos nicht den individuellen Gebrauch, den jemand von seiner Kompetenz macht, sondern gewisse, z. B. schichtspezifische Gesetzmäßigkeiten. Die Variablenregel macht daher zwar von gewissen Techniken der Transformationsgrammatik Gebrauch, fällt aber aus dem Chomskyschen Paradigma heraus.

Es gibt verschiedene Varianten der Variablenregel, die sich nur durch die Art unterscheiden, wie aus der Wirkung der einzelnen Komponenten einer Regel die gesamte Anwendungswahrscheinlichkeit berechnet wird. Labovs erstes Verfahren (additives Modell) hatte gewisse formale Unzulänglichkeiten; es wurde daher von dem Mathematiker D. Sankoff weiterentwickelt; sein „multiplikatives Modell“ hat wiederum zwei Varianten, von denen Labov eine — leicht modifiziert — übernommen hat. Dieses Modell soll nun an einem bekannten Beispiel erläutert werden. Im Englischen wird in manchen Fällen ein auslautender Konsonant, vor allem d und t, in nachkonsonantischer Stellung weggelassen, etwa in *old*, *first* usw. (vgl. „of man river“). Man kann diesen Ausfall durch eine einfache Regel wie (+) beschreiben (ich benutze der Einfachheit halber keine Merkmalnotation und beschränke mich auf [d]):



$$(+) \quad d \rightarrow \emptyset / K \_\_\_\_\_\# \#$$

Eine solche Regel wäre jedoch unangemessen, denn sie wird ja nicht immer angewandt; aber selbst wenn man sie fakultativ macht, würde dies nicht dem empirischen Faktum Rechnung tragen, daß die Anwendung nach sozialer Schicht und anderen Faktoren regelhaft variiert — nur eben nicht in der Weise, daß sie in einer Schicht obligatorisch wäre, in einer andern fakultativ und in einer dritten überhaupt nicht vorkäme.

Die Anwendungswahrscheinlichkeit variiert aber nicht nur nach außersprachlichen Faktoren wie soziale Schicht, sondern auch nach der linguistischen Umgebung: sie sinkt, wenn eine Morphemgrenze vorangeht, etwa *rolled* vs. *old*, und sie sinkt auch, wenn kein Konsonant folgt, also vor Vokal oder Pause. Die hemmende Wirkung dieser beiden Faktoren muß also in der Regelformulierung berücksichtigt werden. Dazu wird die Regel so umformuliert, daß bestimmte Teile variabel sind; diese Teile werden durch spitze Klammern < > gekennzeichnet:

$$(++) \quad d \rightarrow \langle \emptyset \rangle / K \langle \# \rangle \_\_\_\_\_\# \# \langle \sim K \rangle$$

Diese Regel ist im Grunde ein Abkürzung für die folgenden 8 Regeln:

(+++)	1a.	$d \rightarrow \emptyset / K \# \_\_\_\_\_\# \# \sim K$
	1b.	$d \rightarrow d / K \# \_\_\_\_\_\# \# \sim K$
	2a.	$d \rightarrow \emptyset / K \# \_\_\_\_\_\# \# K$
	2b.	$d \rightarrow d / K \# \_\_\_\_\_\# \# K$
	3a.	$d \rightarrow \emptyset / K \_\_\_\_\_\# \# \sim K$
	3b.	$d \rightarrow d / K \_\_\_\_\_\# \# \sim K$
	4a.	$d \rightarrow \emptyset / K \_\_\_\_\_\# \# K$
	4b.	$d \rightarrow d / K \_\_\_\_\_\# \# K$

d wird also zu 0 (Fall a) oder es bleibt erhalten (Fall b), wenn 1. Morphemgrenze vorangeht und kein Konsonant folgt, 2. Morphemgrenze vorangeht, aber Konsonant folgt, usw. Der Witz ist nun, daß das Verhältnis der beiden Fälle a und b (d. h. d fällt aus oder bleibt erhalten) in diesen vier Umgebungen verschieden aussieht.

Labov geht jetzt von folgender Überlegung aus: die Anwendungswahrscheinlichkeit für die Regel (+ +) wird, wie bei Wahrscheinlichkeiten üblich, durch eine reelle Zahl zwischen 0 (= tritt nie ein) und 1 (= tritt immer ein) ausgedrückt. Wenn keine hemmenden Faktoren vorliegen, wird die Regel mit der Wahrscheinlichkeit  $\varphi = 1$ , d. h. immer angewandt — sie ist kategorisch; liegen hemmende Faktoren vor, so wird 1 um einen bestimmten Betrag  $k_0$  verringert:  $\varphi = 1 - k_0$ . Dieser Wert  $k_0$  setzt sich aus dem hemmenden Einfluß der einzelnen Faktoren, hier also Morphemgrenze und folgendem Vokal (bzw. Pause) zusammen; im Extremfall ist der hemmende Einfluß so stark, daß  $k_0 = 1$  wird; dann ist die Anwendungswahrscheinlichkeit der Regel  $\varphi = 1 - 1 = 0$ , d. h. die Regel wird nie angewandt; umgekehrt kann der hemmende Einfluß  $k_0 = 0$  sein, dann ist  $\varphi = 1 - 0 = 1$  d. h. die Regel ist kategorisch. Um nun  $k_0$  für den einzelnen Fall zu ermitteln, muß jedem einflußnehmenden Faktor ein Wert zwischen 0 und 1 zugeordnet werden, der seinen Einfluß ausdrückt; wenn p (#) die Wahrscheinlichkeit ist, mit der die Regel beim Vorhandensein von #, also der Morphemgrenze, angewandt wird, dann ist  $1 - p(\#)$  die Wahrscheinlichkeit, mit der sie beim Vorhandensein einer Morphemgrenze *nicht* angewandt wird; dasselbe gilt für p(~ K), die Wahrscheinlichkeit, daß die Regel ohne Folgekonsonant angewandt wird. Unter der Annahme, daß diese beiden Faktoren im Sinne der Wahrscheinlichkeitsrechnung unabhängig sind — das heißt grob gesagt, der Faktor „Morphemgrenze“ ist in gleicher Weise wirksam, ob jetzt ein Konsonant folgt oder nicht, und umgekehrt—, kann man  $k_0$  multiplikativ berechnen:

$$(+ + +) \quad k_0 = (1 - p(\#)) \cdot (1 - p(\sim K))$$

Die Werte für  $p(\#)$  und für  $p(\sim K)$  müssen empirisch ermittelt werden, genauer gesagt: man deutet sie als Grenzwerte bestimmter relativer Häufigkeiten, die empirisch ermittelt werden, aber darauf gehe ich hier nicht weiter ein.

Bislang ist nur dem Einfluß linguistischer Faktoren Rechnung getragen worden, nicht aber außersprachlichen, wie etwa der Schicht. Sie werden technisch gesehen genauso behandelt. Angenommen, man hat Untersuchungen in vier Schichten,  $S_1, S_2, S_3, S_4$ , angestellt, in denen die Regel (+ +) in charakteristischer Weise unterschiedlich angewandt wird — etwa in  $S_1$  sehr oft, in  $S_4$  sehr selten:  $p(S_1)$  ist da sehr hoch, während  $p(S_4)$  nahe 0 liegt. Rein rechnerisch geht man auch hier nicht vom „günstigen“ Einfluß auf die Regel, d.h. von  $p(S_1)$  usw. aus, sondern vom hemmenden, also von  $1 - p(S_1)$  usw., der dann wie die obigen linguistischen Faktoren in die Formel (+ + +) eingesetzt wird; man erhält dann für die vier Schichten jeweils unterschiedliche Gesamtwerte.<sup>6</sup>

Es ist klar, daß man dieses Verfahren auch bei anderen Arten der Variation als der nach sozialer Schicht verwenden kann. Weiterhin ist es möglich, den Einfluß weiterer linguistischer Faktoren zu berücksichtigen; z. B. mag es sein, daß eine bestimmte phonologische Regel eher bei einem Verb als bei einem Pronomen angewandt wird.<sup>7</sup> Diesem Umstand kann durch ein darauf bezugnehmendes variables Merkmal in der Strukturbedingung der Regel (dem Teil nach dem Schrägstrich) Rechnung getragen werden. Neben dieser außerordentlichen Flexibilität hat die Variablenregel vor allem zwei Vorzüge:

1. sie kann Unterschiede mit beliebiger Genauigkeit abbilden, und zwar selbst dann, wenn die Übergänge kontinuierlich sind; selbstverständlich kann sie auch „sprunghafte“ Unterschiede erfassen;
2. sie ist praktisch anwendbar, wie Labov, Sankoff, Trudgill, Cedergren, Leodolter u. a. gezeigt haben.

Sie hat auch gewisse Mängel, von denen ich einen hier kurz erläutern will (vgl. dazu auch ausführlich Klein 1974a, Kap. 5.3-5.5). Jedem Faktor, sei er nun im engeren Sinne linguistisch (Morphemgrenze) oder außersprachlich (Schicht), wird ein fester Wert  $p$  zugeordnet, der seinen Einfluß ausdrückt; dabei wird keine Rücksicht darauf genommen, daß dieser Einfluß u. U. ganz unterschiedlich sein kann, je nachdem, welche Faktoren sonst vorliegen; es kann z. B. sein, daß in der Schicht  $S_1$  der Faktor Morphemgrenze sehr wichtig ist, in der Schicht  $S_3$  hingegen überhaupt nicht; oder es kann sein, daß das Vorhandensein eines Faktors die Regel obligatorisch macht, egal welche Faktoren sonst noch präsent sind und wie diese sich ansonsten auswirken. Dies ist in der Tat oft so; damit sind aber die einzelnen Faktoren nicht mehr unabhängig, und man kann ihren Gesamteinfluß nicht mehr multiplikativ bestimmen. Man kann dieses Problem nur dadurch in den Griff bekommen, daß man nicht einzelnen Kontextfaktoren, sondern dem gesamten Kontext einen Wert zuordnet. Dies gilt allerdings nur für Abhängigkeiten zwischen den linguistischen Faktoren; bei Abhängigkeiten zwischen linguistischen und außerlinguistischen Faktoren ist man mit der Variablenregel am Ende.

Für nicht seriös halte ich den zwar selten explizit vorgebrachten, aber unerschwellig oft vorhandenen Einwand, daß es die Linguistik nicht mit Zahlen zu tun hat. Es wäre schön, wenn man immer deterministische Aussagen machen könnte, aber die Verhältnisse sind nicht so, und deshalb braucht man diese Bereicherung unserer Darstellungsmittel.

### 3.3 Die Varietätengrammatik

Die Varietätengrammatik, die ich in Klein 1974a vorgeschlagen habe, baut bis zu einem gewissen Grad auf der Variablenregel auf; sie ist nicht auf Phonologie beschränkt, sondern

erlaubt auch die Analyse morphologischer, lexikalischer und syntaktischer Variation; konkret angewandt wurde sie vor allem auf die Syntax.<sup>8</sup>

Die beiden zentralen Begriffe sind „Varietätenraum“ und „probabilistische Grammatik“. Ein Varietätenraum — der Begriff wurde ganz zu Anfang schon einmal verwandt — ist grob gesagt eine in bestimmter Weise geordnete Menge von Varietäten, die man untersuchen möchte, wobei diese Varietäten außersprachlich definiert sind. Man könnte z. B. für irgendeinen Untersuchungszweck annehmen, daß es sprachliche Unterschiede entsprechend 3 „Dimensionen“ gibt:

1. Geschlecht; dieser Faktor kann nach allgemeiner Auffassung zwei Ausprägungen annehmen, die ich hier „w“ und „m“ nenne.
2. Zeit; diese Variable wird meist als kontinuierlich angesehen; für praktische Zwecke muß man natürlich irgendeine Quantelung vornehmen, die im Prinzip beliebig fein sein kann; nehmen wir an, wir unterscheiden vier Perioden,  $p_1, p_2, p_3, p_4$ .
3. Ort; hier sollen drei Orte,  $o_1, o_2, o_3$ , angenommen werden.

Dann enthält der Varietätenraum  $2 \times 4 \times 3 = 24$  Varietäten, von denen jede durch ein Tripel wie  $(w, p_3, o_2)$  usw. festgelegt ist; wenn z. B.  $p_3$  die Zeit von 800-900 und  $o_2$  das Elsaß ist, dann ist  $(w, p_3, o_2)$  die Varietät der Elsässerin zur Zeit der Karolinger. Natürlich geht man in der Praxis nicht so vor, daß man einfach aufs Blaue Varietäten ansetzt, sondern man entwickelt aufgrund von Voruntersuchungen und heuristischen Überlegungen eine Hypothese. Man kann im übrigen alle Varietäten eines Varietätenraumes linearisiert darstellen — es sei denn, eine Dimension ist im strengen Sinne kontinuierlich; das ist in der Praxis aber auszuschließen.

Die einzelnen Varietäten werden nun mithilfe probabilistischer Grammatiken beschrieben, besser gesagt, mithilfe *einer* Grammatik, die für jede Varietät eine probabilistische Gewichtung erhält. Der Gedanke der probabilistischen Grammatik wurde vor allem von Suppes 1972 und von Salomaa 1969 entwickelt; hier soll nur der Grundgedanke am Beispiel von kontextfreien Grammatiken erläutert werden. Eine kontextfreie Grammatik besteht, vereinfacht gesagt, aus einer Menge von Regeln, von denen einige alternativ sind, d. h. auf der linken Seite dasselbe Symbol stehen haben; z. B. kann es sein, daß das Hilfssymbol NP auf drei verschiedene Weisen expandiert wird; man faßt diese alternativen Regeln gewöhnlich durch geschweifte Klammern zu einem Regelblock zusammen, z. B.

$$NP \rightarrow \left\{ \begin{array}{l} N \\ \text{DET } N \\ \text{DET } N \text{ S} \end{array} \right\}$$

Alle andern Regeln kann man als Grenzfälle solcher alternativer Regelblöcke auffassen, nämlich als solche, bei denen der Block nur eine Regel enthält; er läßt dann keine Wahl.

Jede Ableitung eines Satzes besteht in der Anwendung einer Reihe von Regeln aus den einzelnen Regelblöcken. Sofern ein bestimmter Regelblock an einer Ableitung beteiligt ist, *muß* eine seiner Regeln angewandt werden; deshalb ordnet man dem gesamten Regelblock eine Anwendungswahrscheinlichkeit von 1 zu, die additiv auf die einzelnen Regeln verteilt wird. So könnte im obigen Beispiel für einen Regelblock die Regel  $NP \rightarrow N$  die Wahrscheinlichkeit 0.2,  $NP \rightarrow \text{DET } N$  die Wahrscheinlichkeit 0.7 und  $NP \rightarrow \text{DET } N \text{ S}$  die Wahrscheinlichkeit 0.1 haben - d.h. 20% aller NP's sind einfache Nomina, 70% solche, die mit einer Determinativpartikel erweitert sind, und 10% — der Rest — ist durch ein S erweitert, das an der Oberfläche dann vielleicht als Adjektiv oder als Relativsatz erscheinen kann. Die Aufteilung der Gesamtwahrscheinlichkeit von 1 auf die einzelnen Regeln kann nun für die einzelnen Varietäten sehr unterschiedlich aussehen, z. B. wenn in einer Schicht komplexe Nominalstrukturen bevorzugt werden; die entsprechende Regel

NP → Det N S erhält dann einen Wert von vielleicht 0.5, die andern Regeln entsprechend weniger. Es kann sogar sein, daß eine Regel in einer Varietät überhaupt den Wert 0 hat, d. h. nie auftritt, während sie in andern vorkommt und vielleicht sogar sehr wichtig ist.

Eine Varietätengrammatik besteht nun aus einer Matrix, deren Spalten den einzelnen Varietäten und deren Zeilen den Regeln entsprechen, und zwar werden alle Regeln aufgeführt, die in mindestens einer Varietät auftreten; in den Zellen stehen (reelle) Zahlen zwischen 0 und 1, die jeweils für die i-te Regel und die j-te Varietät angeben, mit welcher Wahrscheinlichkeit die betreffende Regel in der betreffenden Varietät auftritt. Das soll an einem einfachen Beispiel erläutert werden. Man kann z. B. annehmen, daß es in einer Sprache folgende Entwicklung gegeben hat: bei transitiven Verben steht das Verb am Ende des Satzes und rückt dann in Zweitstellung; parallel dazu, aber mit zeitlicher Verzögerung, tritt ein zunächst dem Nomen nachgestelltes Adjektiv vor das Nomen. Es handelt sich also um eine Variation in der Dimension der Zeit; nehmen wir an, es werden fünf Varietäten entlang dieser Dimension unterschieden, die ich hier  $V_1$  bis  $V_5$  nenne; dann könnte sich die folgende, sehr einfache Varietätengrammatik ergeben:

		$V_1$	$V_2$	$V_3$	$V_4$	$V_5$
1.	S → NP NP V	1	0.4	0.1	0	0
2.	S → NP V NP	0	0.6	0.9	1	1
3.	NP → Det N	0.4	0.4	0.4	0.4	0.4
4.	NP → DET N ADJ	0.6	0.6	0.4	0.1	0
5.	NP → DET ADJ N	0	0	0.2	0.5	0.6

Natürlich kann man die Einteilung der Varietäten beliebig verfeinern; im Prinzip ist ein kontinuierlicher Übergang darstellbar; in der Praxis ist man halt an die vorhandenen bzw. erreichbaren Daten gebunden. Die Beschreibung läßt sich auch in anderer Hinsicht nach Belieben (bzw. nach Datenlage) verfeinern. So kann man z. B. statt der Regeln 3-5 die folgenden ansetzen:

- 3': NP → DET NP<sup>x</sup>
- 4': NP<sup>x</sup> → N ADJ
- 5': NP<sup>x</sup> → ADJ N

Sie beschreiben im Ergebnis dasselbe, aber man kann die allmähliche Voranstellung des Adjektivs etwas klarer herausstellen, weil sich durch die Einführung des Hilfssymbols NP<sup>x</sup> die beiden Möglichkeiten — ADJ folgt oder ADJ geht voraus — zu 1 und nicht bloß zu 0.6 ergänzen. Man kann weiterhin durch Änderungen in der Technik der Gewichtung auch Abhängigkeiten zwischen Regeln berücksichtigen. Auch ist man nicht auf kontextfreie Regeln angewiesen, sondern es lassen sich ebensogut Transformationsregeln oder beide gemeinsam anwenden.

Verständlicherweise halte ich die Varietätengrammatik für eine sehr gute Beschreibungstechnik; ich möchte daher keine kritischen Kommentare geben, sondern sie allenfalls durch solche Bemerkungen provozieren.

### 3.4 Polylektale Grammatiken und Implikationsanalyse (DeCamp, Bailey, Bickerton)

Die Vorstellungen dieser drei Autoren — und einiger weiterer auf dieser Linie — sind durchaus nicht ganz einheitlich und nach meiner Ansicht noch relativ stark im Experimentierstadium; auch hat DeCamp, der den Gedanken der Implikationsanalyse 1968 (=

DeCamp 1971) als erster vorgetragen hat, später bis zu einem gewissen Grad einen Rückzieher gemacht (DeCamp 1973). Am aktivsten in dieser Richtung ist sicherlich Bailey; seine zahlreichen Arbeiten sind aber vergleichsweise allgemein gehalten, wo es um das theoretische Konzept geht, aber sehr speziell, was die empirischen Teile — meist zur amerikanischen Phonologie — betrifft. Ich stütze mich daher vorwiegend auf DeCamp, der die meiner Meinung nach klarste Formulierung des Ansatzes gegeben hat; Bickertons Arbeiten gelten meist der empirischen Analyse einzelnen Phänomene von Creoles, zu deren Erläuterung man relativ weit ausholen müßte; die folgende Darstellung kann deshalb nicht beanspruchen, allen Autoren gerecht zu werden.'

In zumindest einem wichtigen Punkt steht diese Konzeption der Theorie der Transformationsgrammatik wesentlich näher als die beiden zuvor erläuterten. Im Mittelpunkt stehen nach wie vor die sprachlichen Fähigkeiten eines Sprechers, seine Kompetenz, von der allerdings nicht mehr angenommen wird, daß sie mit der anderer Sprecher übereinstimmt. Dieser Heterogenität wird durch zwei Techniken Rechnung getragen. Die erste besteht darin, in die Grammatik variable Merkmale aufzunehmen, die bestimmte Regeln blockieren bzw. auslösen. Im „Black English“ der amerikanischen Neger wird z. B. in bestimmten Fällen die Kopula ausgelassen: „who dat?“ statt „Who is that?“ dies wird auch von andern Sprechern verstanden, obwohl diese selbst die Kopula nicht (oder selten) auslassen. Man nimmt nun in die Grammatik eine Regel auf, die die Kopula tilgt, sowie ein Merkmal, das ich hier der Einfachheit halber [ $\pm$  Neger] nenne; je nachdem, ob das Merkmal positiv oder negativ spezifiziert ist, wird die Regel angewandt oder auch nicht. Das ist ein etwas triviales Beispiel, aber es gibt den Grundgedanken klar wieder; Merkmale, die die Anwendung von Regeln blockieren bzw. auslösen, finden sich auch sonst oft in der Transformationsgrammatik.

Nun ist es so, daß Eigenschaften wie die Tilgung der Kopula gewöhnlich nicht isoliert auftreten; ein Sprecher, der die Kopula ausläßt, zeigt auch andere Eigenschaften in seiner Sprache, etwa die Aussprache von „that“ als „dat“ o. ä.; Äußerungen mit der Eigenschaft [+ Neger] sind vielleicht durch 50 solcher Eigenschaften gekennzeichnet, die jeweils durch eine Regel beschreibbar sind. Diese Regeln stehen nun nicht beziehungslos nebeneinander, sondern sie lassen sich — und das ist nun die zweite Technik — im Sinne einer „Implikationsskala“ ordnen, d. h. in eine Reihenfolge bringen, bei der jeweils das Vorhandensein der i-ten Regel (bzw. der i-ten Eigenschaft) impliziert, daß die folgenden Regeln  $i + 1$ ,  $i + 2$  usw. auch vorhanden sind, die vorhergehenden aber nicht.

Um die Kompetenz eines bestimmten Sprechers zu kennzeichnen, braucht man, wenn man eine solche Skala erst einmal hat, denn auch keine auf Außersprachliches verweisende Merkmale wie [+ Neger] mehr, sondern man kann einfach jenes linguistische Merkmal (bzw. jene Regel) in der Implikationsskala angeben, von dem an die bei dem betreffenden Sprecher vorhandenen Merkmale beginnen. Nehmen wir an, es gibt insgesamt vier solcher Merkmale, a, b, c und d (a könnte die Tilgung der Kopula sein, b die d-Aussprache usw.) und die empirische Analyse führt auf folgende Implikationsskala:

$$a \supset d \supset c \supset b$$

d. h. a setzt das Vorhandensein von d voraus, d das von c und c das von b; ein Sprecher A kann durch die Angabe „d“ gekennzeichnet werden, d. h. er hat d, c, b, nicht aber a; ein anderer Sprecher B hat vielleicht nur b; die Skala als solche gilt natürlich für alle Sprecher.

Dieses Konzept ist nun auch für den Sprachwandel interessant, insofern es die Entwicklungstendenz festlegt. Es ist, wenn etwa die obige Implikationsskala gilt, nicht möglich, daß Sprecher B von Sprecher A direkt die Regel d übernimmt, da dies das Vorhandensein von c voraussetzen würde; wenn sich bei B überhaupt in dieser Hinsicht etwas ändert, dann, daß B zunächst c hinzunimmt; ebenso kann Sprecher A nicht gleich b aufgeben.

sondern wenn sich seine Kompetenz ändert, dann in der Weise, daß er zuerst einmal d aufgibt (oder a hinzunimmt). Wenn es gelänge, eine solche Implikationsskala für sagen wir „das Deutsche“ aufzustellen — vielleicht sogar eine universale —, hätte man in der Tat eine tiefliegende Gesetzmäßigkeit der Sprachveränderung aufgedeckt, die im übrigen sprachimmanent ist, d. h. sich nicht auf außerlinguistische Faktoren stützt, die die Veränderung initiieren oder steuern.

Die bisherigen Versuche, solche Skalen aufzustellen, sind allerdings wenig überzeugend; es scheren selbst bei den wenigen untersuchten immer wieder Sprecher aus, die z. B. die Merkmale a, b, d, nicht aber c haben; Implikationen finden sich bloß für wenige Regeln vor allem im phonologischen Bereich; damit kommt man im Grunde aber nicht über die Greenbergschen Universalien hinaus, in denen es oft „wenn ... dann“ heißt, z. B. Universalie 44: „Wenn eine Sprache eine Genus-Unterscheidung in der 1. Person hat, dann hat sie sie auch in der 2. oder 3. Person oder in beiden.“ Es gibt noch verschiedene andere Einwände gegen diesen Ansatz, aber ich denke, dieser ist der wichtigste (vgl. auch Fasold 1970, Sankoff, Rousseau 1974).

### 3.5. Bierwischs Konnotationsgrammatik

In verschiedenen neueren Arbeiten hat Bierwisch den Vorschlag gemacht, heterogene Grammatiken, deren Regeln mit bestimmten „Konnotationen“ versehen sind, aufzubauen. Eine konkrete Durchführung dieses Vorschlags steht noch aus; ich will deshalb bloß den Grundgedanken seiner Überlegungen skizzieren.

Wenn jemand einen Satz wie

(+) Det jloob ick nich

hört, versteht er nicht nur die Bedeutung, also daß da jemand irgendwas nicht glaubt, sondern auch, daß der Sprecher ein Berliner ist oder jedenfalls wie ein solcher spricht; der Satz hat neben seiner Bedeutung eine *Konnotation*, hier etwa „berlinerisch“. Solche Konnotationen gibt es nicht nur für regionale Faktoren wie in diesem Fall, sondern auch für soziale, stilistische usw. Jeder Satz ist durch eine Menge solcher Konnotationen gekennzeichnet, eine komplexe Konnotation also, die sich disjunktiv oder konjunktiv aus einzelnen elementaren Konnotationen zusammensetzt, etwa  $k_1 \wedge k_2 \wedge (k_3 \wedge k_4)$ . Der Fall  $k_i \wedge k_j$  liegt dann vor, wenn ein Satz gegenüber diesen beiden Konnotationen  $k_i$  und  $k_j$  gleichsam neutral ist; angenommen,  $k_3$  verweist auf sächsisch und  $k_4$  auf berlinerisch, dann ist es möglich, daß ein Satz diesen beiden gegenüber neutral ist, nicht aber z. B. gegenüber hamburgerisch. Alle Äußerungen, die eine bestimmte Konnotation aufweisen, kann man nun zu einer *Ausprägung* der betreffenden Sprache zusammenfassen, z. B. alle mit der (elementaren) Konnotation  $k_3$  als die Ausprägung oder, wie Bierwisch auch sagt, als die Existenzform „das Berlinerische“; eventuell nimmt man auch nicht bloß *ein* solches Merkmal, sondern eine Verbindung von Konnotationen als bestimmend für eine Existenzform an. Die einzelnen Konnotationen eines Satzes sind an bestimmten strukturellen Merkmalen kenntlich, z. B. in (+) am Ersatz von g durch j; diese Eigenschaften gehen auf die zur Erzeugung des Satzes angewandten Regeln zurück; man kann daher den einzelnen Regeln der Grammatik jeweils Konnotationen zuordnen. Wenn bei der Ableitung eines Satzes die Regeln  $r_4$ ,  $r_9$ ,  $r_{17}$  angewandt wurden, dann werden die entsprechenden Konnotationen  $k(r_4)$ ,  $k(r_9)$ ,  $k(r_{17})$  auf diesen Satz übertragen; auf Details dieses Vorgangs gehe ich hier nicht ein; Bierwisch diskutiert ihn auch ziemlich allgemein.

Bierwischs Konzept wirft viele Fragen auf; eine betrifft die technische Realisierung; es ist z. B. erforderlich, daß die Anwendung bestimmter Regeln beim Vorhandensein bestimmter Merkmale blockiert werden muß; technisch könnte man dies, zumindest bei Transformationsregeln, am ehesten dadurch machen, daß man den Regeln die Konnotationen in Form von Merkmalen zuordnet, etwa wie bei De Camp; dabei nimmt man allerdings

zweckmäßigerweise keine dichotomen Merkmale wie [ $\pm$  berlinerisch], sondern z.B. ein Merkmal [a Gegend], wobei a viele Werte annehmen kann. Es besteht aber kein Zweifel, daß man diese technischen Probleme in den Griff kriegen kann. Schwerer wiegt, daß nicht — obwohl dies die empirischen Gegebenheiten gerade hier sehr deutlich nahelegen — zwischen „aktivem“ und „passivem“ Aspekt der Konnotationen unterschieden wird. Einer, der einen Satz mit der Konnotation berlinerisch produziert, verwendet dazu vielleicht 10 Regeln, die als berlinerisch konnotiert sind; ein Stuttgarter aber assoziiert vielleicht überhaupt nur drei Regeln mit berlinerisch. Umgekehrt hat ein Saarbrücker vielleicht den ehrlichen Eindruck, ein völlig astreines Hochdeutsch zu reden, d.h. er verwendet in den Augen vieler als „saarländisch“ konnotierte Regeln, ohne es zu „wissen“ — ganz abgesehen davon, daß viele Deutsche überhaupt nicht in der Lage sind, „saarländisch“ als Konnotation zu identifizieren. Ein Sprecher beherrscht einige Konnotationen aktiv, d.h. er verwendet die entsprechenden Regeln, jedenfalls manchmal, andere beherrscht er passiv, d. h. er ist in der Lage, sie zu identifizieren, eventuell, ohne sie benennen zu können. Der Witz ist einfach, daß die Kompetenz der einzelnen Sprecher in der unterschiedlichsten Weise uneinheitlich ist, und daß dies bei der Beschreibung in Rechnung gestellt werden muß.

### *3.6. Semantisch und pragmatisch fundierte Variationsmaße*

Bei Bierwisch taucht des öfteren der Begriff der Variante auf, dort speziell als „konnotative Variante“. Der Begriff „Variante“ spielt in der Linguistik spätestens seit Trubetzkoy eine Rolle; dort sind z. B. gerolltes Zungenspitzen-r und ein geriebenes Zäpfchen-r (freie Varianten des deutschen Phonems /r/, d. h. die beiden können unter Erhaltung der Bedeutung füreinander eingesetzt werden, sie haben lediglich einen symptomfunktionalen Wert (bzw. in Bierwischs Terminologie eine „Konnotation“). Ganz allgemein sind zwei (oder mehr) Ausdrücke Varianten voneinander, wenn sie unter einem bestimmten Aspekt als gleich angesehen werden können. So sind „Det jloob ick nich“, „Das glaube ich nicht“ und „Das glaaw isch ned“ Varianten voneinander, insofern sie zwar phonologisch verschieden, aber im Hinblick auf die Bedeutung als gleich anzusehen sind: sie sind semantisch äquivalent. Man kann dies noch eine Ebene höherschrauben und einen Begriff der pragmatischen Äquivalenz ansetzen; die beiden Ausdrücke „Ein unglaublicher Mist, dieses Buch“ und „Dieses Buch kann mich nicht voll überzeugen“ können unter bestimmten Umständen als pragmatisch äquivalent angesehen werden, oder, um ein bekannteres Beispiel aufzugreifen: die Ausdrücke „Mach's Fenster zu.“, „Wären Sie so nett und würden das Fenster dort schließen“ und „Es zieht“ können pragmatisch äquivalent sein. Es ist allerdings nicht ganz einfach zu sagen, was hier die konstante Größe ist, relativ zu der die Ausdrücke äquivalent sind. Verschieden ist jedenfalls die „äußere“ Form, die phonologisch, syntaktisch usw. beschreibbar ist; verschieden ist auch, jedenfalls in einem bestimmten Sinn dieses Wortes, die Bedeutung („es zieht“ bedeutet, daß ein Luftzug weht o. ä., nicht aber, daß das Fenster zu schließen ist); verschieden sind schließlich auch Faktoren wie z. B. „Sprecher-Hörer-Verhältnis“. Was gleich ist, könnte man vage als „kommunikative Absicht“ bezeichnen; die kommunikative Absicht im Fenster-Beispiel ist es, jemanden dazu zu bewegen, das Fenster zu schließen. Solche kommunikativen Absichten können unterschiedlich realisiert werden, und diese unterschiedlichen Realisierungsweisen kann man auch als eine Form der sprachlichen Variation auffassen, als eine besonders interessante sogar. Es ist aber sehr schwer, hier übers Anekdotische hinauszukommen und exakte Beschreibungsverfahren zu entwickeln. Der einzige mir bekannte größere Versuch hierzu stammt von Wolfgang Wildgen (vgl. Wildgen 1975a, b, c); er gibt eine präzise Formulierung der eben skizzierten Überlegungen und führt dann für einen Teilbereich der Ausdrucksebene anhand von jeweils 3 Nacherzählungen einer Geschichte durch 26 Schüler eine empirische Analyse durch;

auf Details gehe ich hier nicht ein, da man dazu in formaler Hinsicht sehr weit ausholen müßte.

Es sei nur kurz und informell auf die Hauptschwierigkeit solcher semantisch bzw. pragmatisch fundierter Variationsmaße hingewiesen; sie läßt sich auf die Frage bringen: woher weiß man, daß die beiden Äußerungen a und b dieselbe Bedeutung haben bzw. — was noch schwieriger ist — dieselbe kommunikative Absicht realisieren? Die Frage, ob zwei Sätze dieselbe Bedeutung haben, läßt sich noch relativ einfach beantworten, wenn es sich um Äußerungen „derselben Sprache“ handelt, z. B. um zwei hochdeutsche Sätze. Schwierig wird es, wenn man mehrere Varietäten hat. Wie lautet z. B. in der Varietät einer Tiroler Sennerin der Satz (oder die Sätze, falls es mehrere gibt), der zu dem folgenden aus der Varietät „Königsberger Gelehrtendeutsch“ äquivalent ist: „Daß also etwas geschieht, ist eine Wahrnehmung, die zu einer möglichen Erfahrung gehöret, die dadurch wirklich wird, wenn ich die Erscheinung, ihrer Stelle nach, in der Zeit, als bestimmt, mithin als ein Objekt ansehe, welches nach einer Regel im Zusammenhange der Wahrnehmungen jederzeit gefunden werden kann.“ — Das Sprachverhalten einer Tiroler Sennerin ist eben unter anderem dadurch gekennzeichnet, daß sie derlei nicht sagt, auch nicht mit anderen Morphemen und einer anderen Syntax. Das heißt keineswegs, daß man semantische oder pragmatische Aspekte aus der Analyse der sprachlichen Variation ausschließen soll, ganz im Gegenteil. Aber mir scheint es eher praktikabel, zunächst die Variation nach ihrer Ausdrucksseite, z. B. in der Syntax, zu beschreiben, und anschließend zwischen den jeweiligen Satzmengen (oder Regelmengen) semantische Relationen zu definieren, soweit es die Daten zulassen. Voraussetzung ist in jedem Fall eine genaue Kenntnis der betreffenden Varietäten, denn nur dann kann ein Urteil über Synonymie — wenn überhaupt — abgegeben werden. In noch viel stärkerem Maße gilt dies für „pragmatische Variation“. Einer der besten Kenner dieser Probleme, John Gumperz, vertritt die Auffassung, daß nur eine monate-, ja jahrelange minutiöse Beobachtung als teilnehmender Beobachter in einer heterogenen Sprachgemeinschaft zu einem richtigen Erfassen des Sprachverhaltens führt, und er mokiert sich gesprächsweise mit Recht über die unglaublichen Vorstellungen, die unter Akademikern über die „Arbeitersprache“ herrschen. Daraus kann man zwei Konsequenzen ziehen: sich auf diesen langen Weg machen, oder aber zunächst Dinge untersuchen, die in mancher Hinsicht uninteressanter, aber leichter zu untersuchen sind. Beides scheint mir gleichermaßen legitim.

#### 4. *Schlußbemerkung*

Im Voranstehenden wurden nur Ansätze behandelt, die entweder empirisch angewandt wurden oder sich doch nach meiner Meinung leicht anwenden lassen. Dies hat verschiedene Gründe, vielleicht auch emotionale meinerseits, vor allem aber den, daß die empirische Untersuchung der Sprachvariation ein ausgezeichnetes Betätigungsfeld in der Forschung wie in der Lehre ist — und zwar in allen in Abschnitt 2 aufgeführten Problembereichen. Speziell für die Lehre will ich dies zum Abschluß noch etwas erläutern.

Ich denke, ein unabdinglicher Bestandteil einer vernünftigen sprachwissenschaftlichen Ausbildung sollte es sein, von Anfang an kleine, zunächst ganz informelle empirische Untersuchungen durchzuführen, und dabei ist es psychologisch günstig, das Hauptaugenmerk auf Unterschiede zu richten. Zweckmäßigerweise fängt man dabei mit Beobachtungen im pragmatischen Bereich an, z. B. „Stellen Sie fest, wie die verschiedenen Lehrkräfte am Seminar ein Seminar eröffnen und was sie am Schluß sagen“. „Fragen Sie verschiedene Leute nach dem Weg und zweifeln Sie die Auskunft an. Welche charakteristischen verbalen Reaktionen gibt es?“, „Siezen Sie jemanden, den du sonst immer duzt. Wie reagieren die Betroffenen?“ usw. usw. Man kann solche Beobachtungen, die zunächst nur das linguistische Wahrnehmungsvermögen etwas sensibilisieren sollen, dann auf andere Bereiche



ausdehnen, z. B. auf Phonologie. Ein gut kopierbarer Fall ist Labovs „fourth-floor“-Experiment; er fragte in vier statusmäßig klar unterschiedenen Warenhäusern nach einer Abteilung, von der er wußte, daß sie im vierten Stock lag; die Antwort war dann normalerweise „fourth floor“ und lieferte Aufschlüsse über die für das New Yorker Englisch wichtige stark variable Aussprache von /r/. Solche Experimente kann man vielfach variieren, indem man andere Variable untersucht, indem man einen Frager losschickt, der Hochdeutsch, und einen, der Dialekt, spricht: usw.; wichtig ist, daß den Beobachtern jeweils klar ist, worauf sie achten sollen, d. h. für jedes Experiment muß eine bestimmte Scheuklappe aufgezogen werden — sonst fällt einem garnichts auf. Sich solche Experimente auszudenken, verlangt von einem Seminarleiter natürlich etwas mehr Phantasie als das 97. Referat über Searle oder Wygotski oder Defizit- vs. Differenzkonzeption schreiben zu lassen; aber ich halte es für wichtiger, unter anderem, weil die Studenten dann vielleicht auch ein Interesse daran bekommen, etwas über Searle oder Wygotski oder Defizit- vs. Differenzkonzeption zu schreiben. Nach einer Anzahl solcher informeller Untersuchungen kann man dann dazu übergehen, systematisch (a) Techniken der Feldforschung und (b) Analyse- und Beschreibungstechniken einzuführen, mit denen dann größere empirische Untersuchungen in Angriff genommen werden können.

### Anmerkungen

- 1 Zitiert nach Carden 1973, S. 1. Vgl. dazu auch die bissigen Bemerkungen Labovs in Labov 1972b, S. 290-292.
- 2 Einige andere z. T. schon erwähnte Vorschläge im Rahmen des klassischen Strukturalismus wie Trager-Smiths „overall pattern“ oder Hocketts „common core“ blieben ohne größere Wirkung.
- 3 Es besteht natürlich die Möglichkeit, das „Thema“ als einen Faktor aufzufassen, der eine Variation konstituiert.
- 4 Vgl. zu Syntax (und Morphologie) etwa Klima 1964, 1965, Closs 1965 sowie King 1969, Kap. 6; zu diachroner Linguistik und generativer Grammatik allgemein auch Stockwell-Macauley 1972 (mit sehr unterschiedlichen Ansätzen).
- 5 So gibt es z. B. die bekannte Theorie, daß die heutige französische Aussprache des /r/ auf einen Sprachfehler einer hochgestellten Person bei Hofe zurückgeht, die das Zungen-r nicht konnte.
- 6 Zu dieser Art der Berechnung gibt es eine Alternative: Man kann nämlich auch davon ausgehen, daß die Regel *nie* angewandt wird, es sei denn, es liegen bestimmte, sie begünstigende Faktoren vor; die Berechnungsformel lautet dann:  $\phi = p(S_i) p(\#) p(\sim K)$ , usw.
- 7 Man denke an bekannte Ausreißer wie „das-dat“ bei der Lautverschiebungsgrenze.
- 8 In den Arbeiten des Heidelberger Projektes „Pidgin-Deutsch“ 1975, 1976; eine Anwendung im phonologischen Bereich findet sich in Klein 1975 und in Tropic 1976.
- 9 In Wirklichkeit ist es so, daß ich einfach einige dieser Arbeiten trotz mehrfacher Lektüre nicht verstehe; ich beschränke mich daher auf das, was ich verstehe.

- BAILEY, Charles-James N. (1972): The integration of Linguistic Theory: Reconstruction and the Comparative Method in Descriptive Analysis. In: Stockwell-Macaulay 1972, S. 22-31.
- (1973): Variation and Linguistic Theory. Arlington (lag mir nicht vor).
- (1974): Contributions of the Study of Variation to the Framework of the New Linguistics. In: LB 29, S. 1-10.
- und R. M. Shuy (1973), Hrsg.: New Ways of Analyzing Variation in English. Washington.
- BAUSINGER, Hermann (1972): Deutsch für Deutsche. Frankfurt.
- BICKERTON, Derek (1972): Inherent Variability and Variable Rules. In: Foundations of Language 7, S. 457-492.
- (1973): The Structure of Polylectal Grammars. In: Shuy 1973, S. 17-42.
- BIERWISCH, Manfred (1975): Struktur und Funktion von Varianten im Sprachsystem. In: Linguistische Studien, Reihe A, Nr. 19 (Akademie der Wissenschaften der DDR) Berlin.
- (1976): Social Differentiation of Language Structure. In: A. Kasher, Hrsg., Language in Focus. Dordrecht 1976, S. 407-456.
- BLACK, Max (1948): Language and Philosophy. Ithaca.
- CARDEN, Guy (1973): Dialect Variation and Abstract Syntax. In: R. Shuy, Hrsg., Some New Directions in Linguistics. Georgetown 1973, S. 1-34.
- CHERUBIM, Dieter (1975), Hrsg.: Sprachwandel. Berlin.
- CHOMSKY, Noam (1965): Aspects of the Theory of Syntax. Cambridge, Mass. (dt. Übers. Frankfurt 1969).
- CEDERGREN, Henrietta C.J. und SANKOFF, David (1974): Variable Rules. In: Language 50, S. 333-355.
- CLOSS, Elisabeth (1965): Diachronic Syntax and Generative Grammar. In: Language 41, S. 402-415.
- DeCAMP, David (1970): Is a sociolinguistic theory possible? In: J. E. Alatis, Hrsg., Report of the Twentieth Annual Round Table Meeting on Linguistics and Language Studies, Georgetown 1970, S. 157-173 (dt. W. Klein, D. Wunderlich, Hrsg., Aspekte der Soziolinguistik, Frankfurt <sup>3</sup>1975, S. 242-257).
- DINSER, Gudula (1974), Hrsg.: Zur Theorie der Sprachveränderung. Kronberg.
- DITTMAR, Norbert (1973): Soziolinguistik. Frankfurt.
- FASOLD, Ralph W. (1970): Two Models of Socially Significant Variation. In: Language 46, S. 551-563.
- GOOSSENS, Jan (1969): Strukturelle Sprachgeographie. Heidelberg.
- HALLE, Morris (1962): Phonology in Generative Grammar. In: Word 18, S. 54-72.
- HEGER, Klaus (1971): Rezension von Lieb 1971. In: Zeitschrift für Romanische Philologie 87, S. 550-560.
- Heidelberger Forschungsprojekt „Pidgin-Deutsch“ (1975): Sprache und Kommunikation ausländischer Arbeiter. Kronberg.
- (1976): Zur Sprache ausländischer Arbeiter: Syntaktische Analysen und Aspekte des kommunikativen Verhaltens. In: LiLi 18, S. 78-121.
- HOCKETT, Charles F. (1955): A Manual of Phonology. Baltimore.
- KANNIESSER, Siegfried (1972): Aspekte der synchronen und diachronen Linguistik. Tübingen.
- KING, Robert (1969): Historical Linguistics and Generative Grammar. Englewood Cliffs.
- KIPARSKY, Paul (1965): Phonological change. Unveröffentlichte MIT-Dissertation (lag mir nicht vor).
- (1968): Linguistic Universals and Linguistic Change. In: E. Bach und R. Harms, Hrsg., Universals in Linguistic Theory, New York 1968.
- KLEIN, Wolfgang (1974a): Variation in der Sprache. Kronberg.
- (1974b): Variation, Norm und Abweichung in der Sprache. In: G. Lotzmann, Hrsg., Sprach- und Sprechnormen, Heidelberg 1974, S. 7-21.
- (1975): Maschinelle Analyse des Sprachwandels. Erscheint in Kürze in einem von Peter Eisenberg herausgegebenen Sammelband über Computerlinguistik (Berlin 1976).
- KLIMA, Edward S. (1965): Studies in Diachronic Transformational Syntax. Unveröffentlichte Harvard-Dissertation (lag mir nicht vor).
- (1964): Relatedness between Grammatical Systems. In: Language 40, S. 1-20.
- LABOV, William (1972a): Sociolinguistic Patterns. Philadelphia.
- (1972b): Language in the Inner City. Philadelphia.

- (1972c): The Internal Evolution of Linguistic Rules. In: Stockwell. Macauley 1972. S. 101-171.
- (1973): The Boundaries of Words and Their Meanings. In: Bailey. Shuy (1973). S. 340-373.
- LAKOFF. George (1973): Hedges. In: Journal of Philosophical Logic 2. S. 458-508.
- LAMBERT. William E. (1972): Language, Psychology and Culture. Stanford.
- LEODOLTER. Ruth (1975): Das Sprachverhalten von Angeklagten bei Gericht. Kronberg.
- LIEB. Hans-Heinrich (1968): Communication Complexes and Their Stages. Den Haag.
  - (1970) Sprachstadium und Sprachsystem Stuttgart.
- MOULTON. William G. (1968) Structural Dialectology. In Language 44. S 451-466
- PUTSCHKE. Wolfgang (1974): Dialektologie. In: H.L.Arnold. V. Sincmus. Hrsg., Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft. Bd. 2. München 1974. S. 328-369.
- ROSS. John R. (1972) The Category Squish Endstation Hauptwort. In: PCLS 8. S 316-332
  - (1973) A Fake NP Squish. In Bailey. Shuy (1973). S 96-140.
- SALOMAA. A. (1969) Probabilistic and Weighted Grammars. In: Information and Control 15. S 529-544
- SANKOFF. D. und P. ROUSSEAU (1974) A Method for Assessing Variable Rule and Implicational Scale Analyses of Linguistic Variation. In L. Mitchell. Hrsg., Computers in the Humanities. Edinburgh
- und G. SANKOFF (1973) Sample Survey Methods and Computer-Assisted Analysis in the Study of Grammatical Variation. In: R. Darnell. Hrsg. Canadian Languages in Their Social Context Edmonton 1973. S 7-63.
- SCHMID. Rudolf (1973) Dialekt und Vorurteil. Zur Beurteilung von Dialektsprechern. In Papiere zur Linguistik 5. S 116-135
- SHUY. Roger (1973). Hrsg.: Report on the Twenty-Third Annual Round Table Meeting on Linguistics and Language Studies. Georgetown.
  - und R. FASOLD (1973). Hrsg.: Language Attitudes. Georgetown.
- STOCKWELL. Robert P. und R. K.S. MACAULEY (1972). Hrsg.: Linguistic Change and Generative Theory. Bloomington-London
- SUPPES. Patrick (1972): Probabilistic Grammars for Natural Languages. In: D. Davidson. G. Harman. Hrsg.. Semantics of Natural Language. Dordrecht 1972. S. 741-762.
- TRAGER. George L. und Henry L SMITH Jr. (1951): An Outline of English Structure. Washington 1957 (Nachdruck).
- TROPF. Stefan (1976): Maschinelle Untersuchung zum Lautwandel im Althochdeutschen. Unveröffentl. Staatsarbeit. Heidelberg.
- WEINREICH. Uriel (1954): Is a Structural Dialectology Possible? In: Word 10. S. 388-440.
  - W. Labov und M Herzog (1968): Empirical Foundations for a Theory of Language Change. In: W. P. Lehmann. V. Malkiel. Hrsg.. Directions for Historical Linguistics. Austin 1968. S. 95-195
- WILDGEN. W (1975a): Versuch einer sprachtheoretischen Fundierung des Variationsbegriffes. In 7.DL 42.
  - (1975b): Differentielle Linguistik. Unveröffentlichte Regensburger Phil. Diss
  - (1975c): Die Konzeption einer "Differenziellen Linguistik" als theoretisch-methodische Basis einer Angewandten Soziolinguistik. Vortrag auf dem AILA World Congress 1975 in Stuttgart.
- WUNDERLICH. Dieter (1974) Grundlagen der Linguistik Reinbek